

JED RUBENFELD

Morddeutung

JED RUBENFELD

Morddeutung

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE INTERPRETATION OF MURDER bei Henry Holt, New York



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Copyright © 2006 by Jed Rubenfeld
Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Karte im Vorsatz: © Rider's New York City and Vicinity Including
Newark, Yonkers and Jersey City: A Guide-Book for Travelers compiled
by Fremont Rider. Henry Holt and Company, Publishers.
Redaktion: Tamara Rapp
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Gesetzt aus der 10/12 Punkt Janson
Herstellung: Helga Schörnig
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-26544-8

www.heyne.de

*Für Amy
allein und immer
und für
Sophia und Louisa*



Im Jahr 1909 machte Sigmund Freud in Begleitung seines damaligen Schülers C. G. Jung seine einzige Reise in die USA, um an der Clark University in Worcester, Massachusetts, eine Vorlesungsreihe über Psychoanalyse zu halten. Der Ehrendoktorgrad, den ihm die Clark University verlieh, stellte die erste öffentliche Anerkennung dar, die Freud je für seine Arbeit bekommen hatte. Trotz des großen Erfolgs seiner Reise äußerte sich Freud in späteren Jahren stets so darüber, als hätte er in den Vereinigten Staaten ein großes Trauma erlitten. Er bezeichnete die Amerikaner als »Wilde«, und er machte Amerika für körperliche Beschwerden verantwortlich, die ihn schon lange vor 1909 geplagt hatten. Freuds Biografen haben über dieses Geheimnis gerätselt und spekuliert, ob nicht ein bislang unbekanntes Ereignis in Amerika hinter diesem ansonsten völlig unerklärlichen Verhalten stecken könnte.



TEIL I

KAPITEL EINS

Glück ist kein Geheimnis. Unglückliche Menschen sind alle gleich. Eine vor langer Zeit erlittene Verletzung, ein unerfüllter Wunsch, ein Schlag gegen den Stolz, ein durch Verachtung oder, schlimmer noch, Gleichgültigkeit erstickter erster Funke der Liebe haftet an ihnen, und so erleben sie jeden Tag nur durch einen Schleier des Gestern. Ein glücklicher Mensch blickt nicht zurück. Er blickt auch nicht nach vorn. Er lebt in der Gegenwart.

Doch da liegt auch der Haken. Denn eins hat die Gegenwart nicht zu bieten: Sinn. Glück und Sinn gehen stets getrennte Wege. Um Glück zu finden, muss ein Mensch ausschließlich im Augenblick leben; er muss nur *für* den Augenblick leben. Will er aber Sinn finden – den Sinn seiner Träume, seiner Geheimnisse, seines Lebens –, muss er seine Vergangenheit aufsuchen, auch wenn sie noch so dunkel, und sich an der Zukunft orientieren, auch wenn sie noch so ungewiss ist. So lockt die Natur uns alle mit Glück und Sinn – und besteht doch darauf, dass wir uns für eins von beiden entscheiden.

Ich persönlich habe immer den Sinn gewählt. Und so kam es letztlich wohl auch, dass ich am Sonntagabend, dem 29. August 1909, im dichten Gedränge bei schwülen Temperaturen am Hafen von Hoboken auf die Ankunft des Dampfers

George Washington der Norddeutschen Lloyd wartete, der von Bremen aus den einen Mann an unsere Küste führte, den ich mehr als jeden anderen auf der Welt kennenzulernen wünschte.

Um sieben Uhr war noch immer nichts von dem Schiff zu sehen. Mein Freund und Kollege Abraham Brill hatte sich aus dem gleichen Grund wie ich am Hafen eingefunden. Er zapelte vor Unruhe und rauchte ununterbrochen. Die Hitze war mörderisch, und in der Luft lag ein schwerer Gestank nach Fisch. Aus dem Wasser erhob sich ein unnatürlicher Nebel, als würde das Meer dampfen. Wie aus dem Nichts brandete von weiter draußen das dumpfe Tuten von Signalhörnern heran. Selbst die klagenden Möwen waren nur zu hören, aber nicht zu sehen. Mich überkam eine lächerliche Vorahnung, dass die *George Washington* im Nebel auf Grund gelaufen war und die zweitausendfünfhundert europäischen Passagiere dabei waren, zu Füßen der Freiheitsstatue jämmerlich zu ertrinken. Die Dämmerung brach herein, ohne dass die Temperaturen sanken. Wir warteten.

Dann plötzlich stand das weiße Schiff vor uns – es war nicht als winziger Punkt am Horizont aufgetaucht, sondern hatte sich in seiner ganzen gigantischen Größe aus dem Nebel geschält. Mit einem kollektiven Ächzen wich der ganze Pier vor der Erscheinung zurück. Doch bald hatten erste Ausrufe der Hafendarbeiter den Bann gebrochen. Taue wurden geworfen und gefangen, und hektische Betriebsamkeit setzte ein. Nach wenigen Minuten waren Hunderte von Stauern mit dem Entladen der Fracht beschäftigt.

Brüllend forderte mich Brill auf, ihm zu folgen, und pflügte sich durch zur Landungsbrücke. Als er allerdings an Bord gehen wollte, wurde er abgewiesen. Niemand durfte das Schiff betreten oder verlassen. Erst nach einer geschlagenen Stunde zupfte mich Brill am Ärmel und deutete auf drei Passagiere, die die Brücke herunterkamen. Der erste von ihnen

war ein distinguiertes, äußerst gepflegter Herr mit grauem Haar und grauem Bart, in dem ich sofort den Wiener Psychiater Dr. Sigmund Freud erkannte.



Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Stadt New York von einem architektonischen Paroxysmus erschüttert. In schneller Folge schossen gigantische Türme, sogenannte Wolkenkratzer, in die Höhe, die größer waren als alle bis dahin von Menschenhand errichteten Bauwerke. Bei einer feierlichen Eröffnung 1908 an der Liberty Street applaudierten die Zylinderträger, als Bürgermeister McClellan das siebenundvierzigstöckige Singer Building aus rotem Ziegel und blauem Tonsandstein zum höchsten Gebäude der Welt erklärte. Eineinhalb Jahre später musste der Bürgermeister diese Zeremonie beim fünfzigstöckigen Metropolitan Life Tower an der Twenty-fourth Street wiederholen. Dabei hatten zu diesem Zeitpunkt im Süden der Stadt schon die Arbeiten an dem atemberaubenden achtundfünfzigstöckigen Koloss von Mr. Woolworth begonnen.

In jedem Block erschienen gewaltige Stahlträgerskelette, wo tags zuvor noch leere Grundstücke gegähnt hatten. Ununterbrochen ertönte das Krachen und Kreischen der Löffelbagger. Das Geschehen war nur vergleichbar mit Hausmanns Verwandlung von Paris ein halbes Jahrhundert vorher, allerdings mit dem Unterschied, dass in New York eine einheitliche Vision fehlte. Es gab keinen Gesamtplan und keine steuernde Autorität hinter den Kulissen. Die Triebfeder waren allein Kapital und Spekulation, die auf eine typisch amerikanische und individualistische Art fantastische Kräfte freisetzen.

Die Maskulinität des Ganzen war unverkennbar. Auf dem Boden drückte das unerbittliche Manhattaner Gitter – mit

seinen zweihundert Straßen von Osten nach Westen und seinen zwölf Prachtavenuen von Norden nach Süden – der Stadt den Stempel abstrakter, geradliniger Ordnung auf. Doch darüber ging es in der Gigantomanie der hoch aufragenden Türme mit ihren pfauenartigen Verzierungen nur um Ehrgeiz, Spekulation, Konkurrenz, Herrschaft und Gier – nach Höhe, Größe und immer Geld.

Das Balmoral am Boulevard – die New Yorker nannten den Broadway, der von der Fifty-ninth bis zur 155th Street verlief, damals noch Boulevard – war einer dieser gewaltigen neuen Prachtbauten. Allein seine Existenz war schon ein Glücksspiel. Im Jahr 1909 residierten die Vermögenden noch nicht in Wohnungen, sondern in Häusern. Sie »hielten« sich Wohnungen für kurze oder saisonale Aufenthalte in der Stadt, aber sie sahen nicht ein, wie man in so einem Ding allen Ernstes leben sollte. Das Balmoral spekulierte darauf, dass man die Reichen mit ausreichend opulenten Annehmlichkeiten zu einem Sinneswandel bewegen konnte.

Es hatte siebzehn Stockwerke und ragte damit höher und prachtvoller auf als irgendein Wohnhaus davor. Seine vier Flügel nahmen einen ganzen Straßenblock ein. Die Eingangshalle, in der sich Seehunde in einem römischen Springbrunnen tummelten, erstrahlte in weißem Marmor aus Carrara. An den Kronleuchtern in sämtlichen Apartments funkelte Murano-Glas. Die kleinste Wohnung hatte acht Zimmer; die größte verfügte über vierzehn Schlafzimmer, sieben Bäder, einen großen Ballsaal mit sechs Meter hoher Decke und vollem Zimmerservice. Die Miete belief sich auf den haarsträubenden Betrag von 495 Dollar pro Monat.

Der Eigentümer des Balmoral, Mr. George Banwell, befand sich in der beneidenswerten Position, dass er damit gar keine Verluste machen konnte. Seine Anleger hatten ihm 6 Millionen Dollar für das Projekt vorgestreckt. Als gewissenhafter Geschäftsmann hatte er davon keinen Penny be-

halten und die gesamte Summe an die für den Bau verantwortliche American Steel and Fabrication Company weitergeleitet. Doch der Eigentümer dieser Firma war ebenfalls Mr. George Banwell, und die tatsächlichen Baukosten beliefen sich lediglich auf 4,2 Millionen Dollar. Am 1. Januar 1909, ein halbes Jahr vor der geplanten Eröffnung des Balmoral, gab Mr. Banwell bekannt, dass bis auf zwei bereits alle Apartments vermietet waren. Diese Mitteilung war völlig frei erfunden, doch sie wurde geglaubt, und so entsprach sie schon nach drei Wochen den Tatsachen. Mr. Banwell hatte sich die große Wahrheit zunutze gemacht, dass man nicht nur Gebäude erschaffen kann, sondern auch die Wahrheit selbst.

Das Äußere des Balmoral war ein besonders überladenes Beispiel des Beaux-Arts-Stils. An den Ecken des Anwesens wurde die Dachkante gekrönt von einem Quartett vier-einhalb Meter hoher, voll verglaster Betonbögen. Da diese großen Bogenfenster zu den vier Hauptschlafzimmern des Obergeschosses gehörten, hätte sich einem Betrachter von draußen am 29. August ein äußerst kompromittierender Anblick dargeboten. Und tatsächlich war es eine schockierende Szene, die sich da im Alabaster-Flügel abspielte. Im flackern- den Schein von einem Dutzend Kerzen stand spärlich bekleidet eine schlanke junge Frau von makellosen Proportionen, die Hände über dem Kopf gefesselt, die Kehle umschlungen von einem anderen Band, einer weißen Seidenkrawatte, die von einer starken Hand fest zusammengezogen wurde – so fest, dass sie würgend nach Luft rang.

Ihr ganzer Körper glänzte in der unerträglichen Augusthitze von Schweiß. Ihre langen Beine waren nackt, die Arme ebenfalls. Auch ihre eleganten Schultern waren nahezu entblößt. Allmählich schwanden der jungen Frau die Sinne. Sie versuchte, etwas zu sagen. Sie wollte unbedingt eine Frage stellen. Eine Frage, die ihr immer wieder entglitt. Mit einem

Mal fiel sie ihr wieder ein. »Mein Name«, flüsterte sie, »wie ist mein Name?«



Zu meiner großen Erleichterung bemerkte ich, dass Dr. Freud überhaupt nicht wie ein Verrückter aussah. Sein Gesicht war Respekt gebietend, sein Kopf wohlgeformt, sein Spitzbart geschmackvoll und dezent. Er war gut eins siebzig groß, eher rundlich, doch für einen Mann von dreiundfünfzig Jahren ziemlich kräftig und fest. Er trug einen Anzug aus feinem Tuch mit einer Taschenuhr und einer Krawatte im europäischen Stil. Alles in allem wirkte er ausgesprochen entspannt für jemanden, der gerade eine einwöchige Schiffsreise hinter sich hatte.

Mit seinen Augen war das ganz etwas anderes. Brill hatte mich bereits gewarnt. Als Freud den Landungssteg herunterkam, lag ein geradezu furchterregender Ausdruck in seinem Blick, als hätte er äußerst üble Laune. Vielleicht hatten ihm die Verleumdungen, die er in Europa schon seit Langem zu ertragen hatte, diesen finsternen Blick ins Gesicht gemeißelt. Oder er war schlechterdings unglücklich darüber, in Amerika zu sein. Als Präsident Hall von der Clark University – an der ich lehrte – Freud vor einem halben Jahr zum ersten Mal in die Vereinigten Staaten eingeladen hatte, gab er uns einen Korb. Wir wussten nicht, weshalb. Doch Hall ließ nicht locker. Er teilte Freud mit, dass wir die Absicht hatten, ihm den höchsten akademischen Grad der Clark University zu verleihen und ihm als Höhepunkt der Feierlichkeiten zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung die Gelegenheit zu einer Vorlesungsreihe über Psychoanalyse zu bieten – die erste überhaupt in Amerika. Schließlich nahm Freud an. Bedauerte er seine Entscheidung bereits?

Wie ich bald feststellte, waren all diese Vermutungen unbegründet. Als er von der Gangway trat, zündete sich Freud

eine Zigarre an – seine erste Handlung auf amerikanischem Boden –, und im selben Moment verschwand die finstere Miene, ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, und alle Ge- reiztheit war verflogen. Tief inhalierend blickte er sich um und ließ mit leiser Belustigung, wie es schien, das lärmende Treiben in dem großen Hafen auf sich wirken.

Brill begrüßte Freud voller Herzlichkeit. Sie kannten sich aus Europa, und Brill hatte Freud sogar einmal in Wien be- sucht. Er hatte mir diesen Abend so oft beschrieben – das bezaubernde, mit Antiquitäten gefüllte Haus, die süßen, ver- hätschelten Kinder, die sich über Stunden hinziehende, mit- reißende Unterhaltung –, dass ich die Anekdoten darüber schon auswendig konnte.

Wie aus dem Nichts erschien eine Gruppe von Reportern. Sie versammelten sich um Freud und riefen ihm, zumeist auf Deutsch, ihre Fragen zu. Er antwortete bereitwillig, schien jedoch verblüfft, dass man das Interview auf so planlose Weise führte. Endlich verscheuchte Brill die Journalisten und schob mich nach vorn.

»Erlauben Sie, Dr. Freud, dass ich Ihnen Dr. Stratham Younger vorstelle, der vor Kurzem sein Studium in Harvard abgeschlossen hat und jetzt an der Clark University un- terrichtet. Präsident Hall hat ihn geschickt, damit er sich während Ihres Aufenthalts in New York um Sie kümmert. Younger ist ohne jeden Zweifel der begabteste Psychoanaly- tiker Amerikas. Allerdings ist er bis jetzt auch der *einzigste*.«

»Was«, rief Freud, »Sie bezeichnen sich nicht als Analy- tiker, Abraham?«

»Ich bezeichne mich nicht als Amerikaner«, erwiderte Brill. »Ich bin einer von Mr. Roosevelts ›Bindestrich-Ameri- kanern‹, für die es seiner Ansicht nach keinen Platz in diesem Land gibt.«

In ausgezeichnetem Englisch wandte sich Freud jetzt an mich. »Ich bin immer erfreut, ein neues Mitglied unserer

kleinen Bewegung kennenzulernen, vor allem hier in Amerika, auf das ich so große Hoffnungen setze.« Er bat mich, Präsident Hall für die Auszeichnung zu danken, die ihm die Clark University verliehen hatte.

»Es ist uns eine Ehre, Sir«, antwortete ich, »doch kann ich wohl kaum für mich in Anspruch nehmen, Psychoanalytiker zu sein.«

»Reden Sie keinen Unsinn«, mischte sich Brill ein, »natürlich sind Sie einer.« Dann wandte er sich Freuds Reisegefährten zu. »Younger, ich darf Ihnen den berühmten Sándor Ferenczi aus Budapest vorstellen, der in ganz Europa für seine Forschungen zu Geisteskrankheiten hohes Ansehen genießt. Und hier ist der noch berühmtere Carl Jung aus Zürich, dessen *Psychologie der Dementia Praecox* eines Tages in der gesamten zivilisierten Welt bekannt sein wird.«

»Sehr erfreut«, sagte Ferenczi mit starkem ungarischem Akzent, »sehr erfreut. Aber bitte Sie ignorieren Brill; alle tun das, ich kann versichern.« Ferenczi war ein umgänglicher rotblonder Mann Ende dreißig, der einen weithin leuchtenden weißen Anzug trug. Es war zu erkennen, dass er und Brill echte Freunde waren. Äußerlich bildeten sie einen lebhaften Kontrast. Brill war einer der kleinsten Männer, die ich kannte, mit eng stehenden Augen und einem breiten, flachen Schädel. Ferenczi war zwar auch nicht groß, aber er hatte lange Arme, lange Finger, lange Ohren und markante Geheimratsecken, die auch sein Gesicht verlängerten.

Ferenczi war mir sofort sympathisch, wengleich ich noch nie eine Hand geschüttelt hatte, die mir so wenig Widerstand entgegensetzte: weniger als ein Schweineschnitzel vom Fleischer. Aufjaulend riss er seine Finger weg, als wären sie zerquetscht worden. Peinlich berührt entschuldigte ich mich wortreich, doch er behauptete, froh darüber zu sein, gleich von Anfang an »amerikanische Mauern« kennenzulernen –

eine Bemerkung, die ich nur mit einem höflichen Nicken quittieren konnte.

Jung, der ungefähr fünfunddreißig war, machte einen völlig anderen Eindruck. Er war deutlich über eins achtzig groß, ernst, blauäugig und dunkelhaarig mit Adlernase, bleistiftdünnem Bart und mächtiger Stirn – sehr attraktiv für Frauen, wie ich vermutete, obwohl ihm Freuds Leichtigkeit fehlte. Sein Händedruck war fest und kalt wie Stahl. Mit seiner kerzengeraden Haltung hätte er auch ein Leutnant der Schweizergarde sein können, wenn er nicht seine kleine, runde Gelehrtenbrille aufgehabt hätte. Von Brills deutlich erkennbarer Zuneigung zu Freud und Ferenczi war nichts zu sehen, als er Jung die Hand reichte.

»Wie war die Überfahrt, meine Herren?« Brill machte Konversation, weil die Schrankkoffer unserer Gäste noch nicht abgeladen waren. »Hoffentlich nicht zu anstrengend.«

»Herrlich«, antwortete Freud. »Sie werden es nicht glauben, ich bin einem Steward begegnet, der meine *Psychopathologie des Alltagslebens* gelesen hat.«

»Nein!« Brill war begeistert. »Bestimmt hat ihn Ferenczi angestiftet.«

»Angestiftet?«, rief Ferenczi. »Wie kommen Sie auf diese ...«

Freud beachtete Brills Scherz nicht weiter. »Das war vielleicht der erfreulichste Augenblick meines gesamten Berufslebens, was womöglich kein besonders gutes Licht auf selbiges wirft. Langsam, aber sicher rückt die Anerkennung näher, meine Freunde.«

»Hat die Überfahrt lang gedauert?« Bevor ich es verhindern konnte, war mir die idiotische Frage entchlüpft.

»Eine Woche«, entgegnete Freud, »und wir haben sie auf die denkbar fruchtbarste Weise verbracht: Wir haben gegenseitig unsere Träume analysiert.«

»Meine Güte«, rief Brill, »da wäre ich auch gern dabei gewesen. Zu welchen Erkenntnissen sind Sie gekommen, um Himmels willen?«

»Na ja, Sie wissen«, erwiderte Ferenczi, »Analyse ist fast wie Ausziehen in Öffentlichkeit. Wenn man hat überwunden erste Beschämung, dann ist ziemlich erfrischend.«

»Das sage ich meinen Patienten auch immer«, erklärte Brill. »Vor allem den Frauen. Und wie steht es mit Ihnen, Jung? Fanden Sie die Beschämung auch erfrischend?«

Jung, der Brill um mehr als einen Kopf überragte, blickte auf ihn herab wie auf eine Laborratte. »Es ist nicht ganz richtig, dass wir drei uns gegenseitig analysiert haben.«

»Stimmt«, räumte Ferenczi ein. »Freud hat uns analysiert, während Jung und ich haben gekreuzt Deutungsklingen.«

»Was?«, rief Brill aus. »Sie meinen, niemand hat es gewagt, den Meister zu analysieren?«

»Niemand hatte die Erlaubnis dazu.« Jungs Ton blieb völlig emotionslos.

»Ja, ja.« Auf Freuds Lippen lag ein wissendes Lächeln. »Aber sobald ich euch den Rücken kehre, analysiert ihr mich zu Tode, stimmt's, Abraham?«

»Selbstverständlich«, antwortete Brill. »Wir sind alle gute Söhne und kennen unsere ödipale Pflicht.«



In dem Apartment hoch über der Stadt lag auf dem Bett hinter dem gefesselten Mädchen ein kleines Arsenal von Werkzeugen bereit. Von links nach rechts waren das: ein halb aufgeklapptes Rasiermesser mit Beingriff, eine ungefähr sechzig Zentimeter lange schwarze Reitgerte, drei der Größe nach geordnete Skalpelle und ein kleines, mit einer klaren Flüssigkeit halb gefülltes Fläschchen. Nach kurzer Überlegung nahm der Angreifer eines der Instrumente in die Hand.

Als sie den flackernden Schatten des Rasiermessers an der gegenüberliegenden Wand bemerkte, schüttelte die junge

Frau den Kopf. Wieder wollte sie aufschreien, doch aus ihrer zugeschnürten Kehle drang nur ein flehendes Flüstern.

Von hinten hörte sie eine leise Stimme: »Soll ich noch warten?«

Sie nickte.

»Ich kann nicht.« Die Handgelenke des Opfers, die gekreuzt über dem Kopf emporragten, waren so zart, die Finger so anmutig, die Beine so jungfräulich. »Ich kann nicht mehr warten.« Die Frau zuckte zusammen, als einer ihrer bloßen Schenkel unendlich sanft gestreichelt wurde. Gestreichelt allerdings von dem Rasiermesser, das eine scharlachrote Spur hinterließ, als es über ihre Haut glitt. Sie schrie auf, ihr Rücken wölbte sich zu exakt dem gleichen Bogen wie die hohen Fenster, und das rabenschwarze Haar fiel ihr über den Rücken. Nach einem zweiten Streicheln am anderen Oberschenkel schrie die Frau erneut auf, lauter diesmal.

»Nein«, ermahnte sie die Stimme ruhig. »Nicht schreien.«

Das Mädchen konnte nur verständnislos den Kopf schütteln.

»Du musst einen anderen Laut von dir geben.«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Sie wollte sprechen, konnte aber nicht.

»Doch, du musst. Ich weiß, dass du es kannst. Ich hab dir doch erklärt, wie es geht. Erinnerst du dich nicht?« Das Rasiermesser wurde wieder aufs Bett gelegt. Im zitternden Kerzenschein sah das Mädchen an der Wand den Schatten der Reitgerte, die sich nun erhob. »Du willst es. Du musst klingen, als würdest du es wollen. Solche Laute möchte ich von dir hören.« Sanft, doch unerbittlich zog sich die Seidenkrawatte um den Hals der jungen Frau zusammen. »Mach schon.«

Sie bemühte sich, der Aufforderung zu folgen, und stieß einen leisen Laut aus: ein flehendes Stöhnen, wie es noch nie über ihre Lippen gekommen war.

»Ja, so ist es gut.«

Das Ende der weißen Krawatte in der einen Hand, ließ der Angreifer mit der anderen die Lederpeitsche auf den Rücken des Mädchens niedersausen. Erneut gab sie den Laut von sich. Ein zweiter, härterer Hieb. Der brennende Schmerz war so stark, dass die Frau gerade noch an sich halten konnte, um den aufsteigenden Schrei in den anderen Laut zu verwandeln.

»Schon besser.« Der nächste Schlag landete nicht auf ihrem Rücken, sondern direkt darunter. Sie öffnete den Mund, aber im gleichen Augenblick zog sich die Schlinge noch enger zusammen und würgte sie. Dieses Würgen wiederum ließ ihr Stöhnen echter erscheinen, abgerissener – ein Effekt, der ihrem Peiniger offensichtlich Vergnügen bereitete. Drei weitere Schläge, lauter und schneller, klatschten auf die weichsten Stellen ihres Körpers, zerrissen ihre Kleidung und hinterließen leuchtende Streifen auf der weißen Haut. Trotz der rasenden Schmerzen stieß die Frau bei jedem Hieb, wie es ihr befohlen worden war, ein Stöhnen aus, das ebenfalls lauter und schneller wurde.

Dann hörte der Hagel von Schlägen auf. Sie wäre schon längst zusammengebrochen, aber die Schnur von der Decke, die um ihre Handgelenke geschlungen war, hielt sie auf den Beinen. Ihr Körper war jetzt gezeichnet von Striemen. An ein oder zwei Stellen lief ihr das Blut herunter. Einen Moment lang wurde es ganz schwarz um sie, dann kam das Flackerlicht zurück. Sie erschauerte von oben bis unten.

Dann schlug sie die Augen auf. Ihre Lippen bewegten sich, um etwas zu flüstern. »Sag mir meinen Namen.« Sie bekam keine Antwort.

Ohne den Blick von dem zarten Hals der Frau zu nehmen, lockerte der Angreifer die seidene Schlinge. Mit nach hinten hängendem Kopf, von dem das schwarze Haar in Wogen auf ihre Hüften fiel, atmete sie einen Moment lang frei. Dann spannte sich die Krawatte wieder um ihre Kehle.

Die junge Frau konnte nicht mehr deutlich sehen. Sie spürte eine Hand, deren Finger leicht über ihre Lippen streiften. Auf einmal zogen diese Finger die Krawatte noch straffer, bis selbst ihr Würgen aufhörte. Wieder versank das Kerzenlicht in Dunkelheit. Und diesmal kehrte es nicht zurück.



»Es gibt Zug *unter* dem Fluss?« Ungläubiges Staunen lag in Sándor Ferenczis Gesicht.

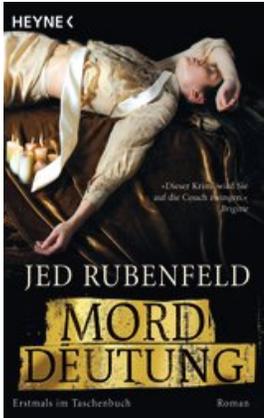
Nicht nur existierte solch ein Zug wirklich, versicherten Brill und ich ihm gemeinsam, sondern wir würden auch gleich damit fahren. Neben dem neuen Tunnel unter dem Hudson River wartete die Untergrundstation Hoboken mit einer weiteren Neuerung auf: kompletter Gepäckservice. Reisende, die in den Vereinigten Staaten ankamen, mussten ihr Gepäck lediglich mit dem Namen ihres Hotels in Manhattan kennzeichnen. Dann wurden die Koffer von Trägern im Gepäckwagen verstaut und auf der anderen Seite von Bediensteten in Empfang genommen. Nachdem wir uns diese Annehmlichkeit zunutze gemacht hatten, traten wir hinaus auf den Bahnsteig, um die Aussicht auf den Fluss zu genießen. Mit dem Sonnenuntergang hatte sich der Nebel gelichtet und den Blick auf die zerklüftete, mit elektrischen Lichtern übersäte Manhattaner Skyline freigegeben. Starr vor Staunen registrierten unsere Gäste die schiere Größe der Silhouette mit den Türmen, die sich in die Wolken bohrten.

»Der Mittelpunkt der Welt«, meinte Brill.

»Gestern Nacht habe ich von Rom geträumt«, antwortete Freud.

Voller Spannung warteten wir – oder zumindest ich – darauf, dass er fortfuhr.

Freud zog an seiner Zigarre. »Ich war zu Fuß unterwegs, allein. Die Dunkelheit war gerade hereingebrochen, so wie



Jed Rubenfeld

Morddeutung

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43327-4

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2008

Manche Verbrechen entziehen sich jeder Analyse

Als Sigmund Freud 1909 in New York zu einer Vorlesungsreise eintrifft, treibt in der Stadt ein diabolischer Killer sein Unwesen. Eine junge Frau überlebt, doch die schrecklichen Erlebnisse haben sie sprachlos gemacht. Kann Freud dem Täter mit den Mitteln der Psychoanalyse auf die Spur kommen? Ein hochspannender Thriller aus dem New York der Jahrhundertwende.

Im August 1909 trifft Sigmund Freud in Begleitung von Carl Jung und Sándor Ferenczi mit dem Schiff in New York ein, um an der Clark University eine Vorlesung über Psychoanalyse zu halten. Empfangen werden sie von ihrem amerikanischen Kollegen Stratham Younger. Zur gleichen Zeit geschieht in einem Luxusapartment ein grausamer Mord an einer jungen Frau. Sie hängt an einen Kronleuchter gefesselt, ihr Körper wurde geschändet. Als kurz darauf eine weitere Tochter aus höherem Hause auf ähnliche Weise misshandelt wird und nur knapp mit dem Leben davonkommt, macht sich die Polizei auf die Suche nach dem Serientäter. Da das Opfer nach der Attacke unter Amnesie und Stimmverlust leidet, wird Younger konsultiert, der die junge Frau mit Freuds Hilfe zu analysieren versucht. Schon bald stecken sie mitten in einem komplexen Kriminalfall, der in die höchsten Kreise der New Yorker Gesellschaft führt.

Im Jahr 1909 machte Sigmund Freud in Begleitung seines damaligen Schülers C.G. Jung seine einzige Reise in die USA, um an der Clark University in Worcester, Massachusetts, eine Vorlesungsreihe über Psychoanalyse zu halten. Trotz des großen Erfolgs seiner Reise äußerte sich Freud in späteren Jahren stets so darüber, als hätte er in den Vereinigten Staaten ein großes Trauma erlitten. Er bezeichnete die Amerikaner als „Wilde“, und er machte Amerika für körperliche Beschwerden verantwortlich, die ihn schon lange vor 1909 geplagt hatten. Freuds Biografen haben über dieses Geheimnis gerätselt und spekuliert, ob nicht ein bislang unbekanntes Ereignis in Amerika hinter diesem sonst völlig unerklärlichen Verhalten stecken könnte.

 [Der Titel im Katalog](#)